

# Psychologische Aspekte der Integration von Zuwanderern<sup>1</sup>

*Hacı-Halil Uslucan*

## **Die soziale Integration von Migranten**

Die soziale Integration von Menschen mit Migrationshintergrund bzw. Zuwanderungsgeschichte hat sich als eine der zentralen gesellschaftlichen Herausforderungen erwiesen. Gegenwärtig leben in der Bundesrepublik etwas mehr als sechzehn Millionen Menschen, deren mindestens ein Elternteil nach 1950 außerhalb der Bundesrepublik geboren worden ist oder die selber im Ausland geboren worden sind. Vor dem Hintergrund dieser Definition sind also ein Großteil von ihnen keine Neuzuwanderer, sondern leben bereits seit mehreren Jahrzehnten hier, auch wenn sie im Alltag immer wieder als „Fremde“ gesehen oder bezeichnet werden.

Dabei ist die sozialwissenschaftliche Verwendungsweise des Begriffes Integration alles andere als klar und verbindlich. Vielfach wird Integration als eine Angleichung, als Eingliederung, als Aufnahme neuer Elemente in ein bestehendes System verstanden, wobei die Vorstellung eines Fixums und beweglicher Einheiten, die sich in und um das Fixe herum gruppieren, dominant ist. Integration ist jedoch, in Anlehnung an den Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Migration und Integration (SVR) zu verstehen als eine gleichberechtigte Teilhabe aller Menschen an gesellschaftlichen Ressourcen.

Die sozialpolitischen Debatten um Migrationsfragen kreisen in erster Linie um die ursprüngliche Gastarbeitergeneration, die Mitte der fünfziger Jahre angeworben wurde und zunächst einen provisorischen Aufenthalt in Deutschland plante. Dennoch ist aber nolens volens ein Großteil von ihnen hier geblieben, haben hier Nachkommen bekommen und sind zum Neubürger geworden.

So hat beispielsweise den Schätzungen des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI) zufolge bei Türkeistämmigen circa ein Drittel noch eine eigene Zuwanderungserfahrung (Halm /

Sauer, 2009). Gleichwohl das politische Selbstverständnis der Bundesrepublik kaum das eines Einwanderungslandes war, ist es dennoch wider Willen zu einem Einwanderungsland geworden. Dieses Manko, de facto eine Einwanderungssituation zu haben, ohne sich als ein Einwanderungsland zu verstehen und dementsprechend nur zögerliche Bemühungen für eine Integration unternommen zu haben, hat der renommierte Migrationsforscher Klaus Bade auf den Punkt gebracht: „Ein Einwanderungsland wider Willen sollte sich über gelegentliche widerwillige Einwanderer nicht wundern“ (Bade, 2007, S. 34).

Daher bleibt die Frage der Integration von Migranten virulent; denn immer dort, *wo Migrations- und Integrationspolitiken misslungen sind, zeigen sich auch gravierende Konsequenzen für die ökonomische, berufliche und soziale Situation der Zuwanderer. Darüber hinaus hat eine misslungene Integration auch Auswirkungen auf den sozialen Alltag und auf die wechselseitigen Perzeptionen von Einheimischen und Zugewanderten.*

Dieser Beitrag fokussiert auf psychologische bzw. individuelle Faktoren der Integration, jedoch ist festzuhalten, dass eine gelungene Integration von Zuwanderern keineswegs natürlich nur von der Integrationsfähigkeit und -willigkeit der Menschen mit Zuwanderungsgeschichte abhängt, sondern auch und erheblich von den Exklusions- und Inklusionsmechanismen der Mehrheitsgesellschaft und ihrer Strukturen. Denn entgegen den aufgeregten medialen Debatten zeigen die empirischen Studien, dass die *Zugewanderten in Deutschland weitestgehend an ihrer Integration interessiert sind und sich keine Parallelgesellschaften wünschen* (Salentin, 2004). Denn eine andere Option wäre auch in einem wohlverstandenen Eigeninteresse absurd, weil mit einer Integration auch für sie der Zugang zu wichtigen Ressourcen im Leben wie etwa Wohnung, Arbeit, Bildung, politische Partizipation etc. verbunden ist. So zeigt bspw. eine jüngere Studie des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung (ZfTI), dass der Anteil der völlig segregiert leben wollenden Türken, also jenen, die von sich aus Parallelgesellschaften bevorzugen bzw. freiwillig Kontakte auf verschiedenen Ebenen (Nachbarschaft, Arbeit, Wohnung) ablehnt, gerade mal 2 Prozent beträgt, statistisch also eine völlig vernachlässigbare Gruppe bildet. Diese Form der Ausreißer gibt es in jeder einigermaßen normalverteilten Population<sup>2</sup> (Vgl. NRW Mehrthemenbefragung).

Eine „ideale“ Integration ihrerseits könnte daran fest gemacht werden, dass in zentralen Bereichen des Lebens die Verteilung von Migranten demselben Muster gehorcht wie die der Einheimischen; d.h. sowohl die Erwerbs- und Bildungsbeteiligung als auch die Erfolge darin, aber auch das Ausmaß an Pathologie, Anomie und Devianz statistisch keine bedeutsame Abweichung von der Verteilung in der einheimischen Bevölkerung aufweist, also eine Angleichung auf der strukturellen Ebene vorhanden ist.

### **Die psychologische Perspektive auf Integration**

Wenn Menschen mit anderen kulturellen Verwurzelungen in einem neuen geographischen/kulturellen Kontext mit Anforderungen wie etwa der Organisation des Alltags sowie der Beteiligung am öffentlichen, politischem Leben konfrontiert werden und dabei die eigenen kulturellen Überzeugungen nicht aufgeben möchten, zugleich aber auch spüren, dass sie die erforderlichen Fähigkeiten und Kompetenzen des neuen kulturellen Kontextes (noch) nicht erworben haben, so wird diese Problemkonstellation – die insbesondere bei der Begegnung mit Einheimischen bzw. Institutionen der Mehrheitsgesellschaft entsteht – als Stress bzw. Akkulturationsstress wahrgenommen. Das Gefühl der Herausforderung, das Leben auch in neuen Kontexten zu meistern, weicht dann dem Gefühl der Überforderung (Lazarus / Folkman, 1987).

Generell entsteht Stress, wenn Menschen im Umgang mit Anforderungen in persönlich wichtigen Bereichen wie Familie, Beruf oder auch Sozialbeziehungen nicht über ausreichende Bewältigungsressourcen verfügen. Einen Überblick über die verschiedenen Modelle und Konzeptualisierungen des Akkulturationsstresses findet sich bei Andreas Zick (2010).

Entwicklungspsychologisch lässt sich festhalten, dass Integrationsprozesse keineswegs ein Ablösen von herkunftskulturellen Bezügen und eine bruchlose Annahme der Lebensentwürfe der neuen Gesellschaft bedeuten, sondern dass sowohl erwachsene Migranten, aber auch ihre in Deutschland geborenen Kinder im Prozess ihrer Akkulturation und Sozialisation, d. h. bei der allmählichen Aneignung von Schlüsselkompetenzen und Verhaltensstandards der Aufnahmekultur, stets in mindestens doppelte soziale Bezugsnetze – manchmal sogar auch transnationale, also in die Heimat ihrer Eltern hineinreichende

– involviert sind. Sie stehen vor der Anforderung, das Verhältnis zur eigenen Ethnie bzw. zur Herkunftsethnie der Eltern, andererseits auch ihr Verhältnis zur Aufnahmegesellschaft bzw. den Einheimischen, eigenaktiv gestalten zu müssen. Dabei können wir in Anlehnung an Berry, Kim, Minde und Mok (1987) vier idealtypische Formen auseinanderhalten: *Integration, Assimilation, Separation und Marginalisierung*.

Bei den Akkulturationsorientierungen „Integration“ und „Assimilation“ sind die Handlungsoptionen des Individuums deutlich stärker auf die aufnehmende Gesellschaft bezogen. Hingegen ist die Orientierung „Separation“ durch eine klare Abgrenzung zur Mehrheitsgesellschaft und die gleichzeitige Hinwendung zur eigenen Ethnie bzw. dem ethnischen Hintergrund der Eltern gekennzeichnet. „Marginalisierung“ deutet schließlich auf eine teils willentliche, teils auch erzwungene Abgrenzung sowohl von intra- als auch interethnischen Beziehungen, d.h. Abwendung von mehrheitskulturellen Lebensentwürfen als auch den Lebensentwürfen der eigenen (oder elterlichen) Herkunftsgesellschaft.

*Diese Optionen sind jedoch nicht statisch und ein für allemal als Orientierung festgelegt; sie können vielmehr bereichsspezifisch variieren.*

Und sie sind nicht nur voluntaristisch als Präferenzen des Einzelnen zu verstehen, sondern hängen weitestgehend auch von den Erfahrungen mit Handlungsoportunitäten und -barrieren in der Aufnahmegesellschaft, so etwa erfahrenen Diskriminierungen und Ausgrenzungen zusammen, die dann eher eine Reethnisierung, eine Rückwendung zur eigenen Gruppe, zur Folge haben.

*Auch kann beispielsweise die sprachliche und soziale Integration gut gelungen, aber die Integration in den Ausbildungs- und Arbeitsmarkt eher misslungen sein; denkbar ist auch der Fall, dass beispielsweise durch Selbstständigkeit eine gute berufliche Integration erfolgt bzw. hergestellt ist, jedoch eine (gewünschte) Einbindung in multiethnische Vereine, Verbände, Freundschaften, Partnerschaften weniger gelungen ist. Das verdeutlicht also: *Integration ist kein „Sekt-oder-Selters“-Phänomen*. Nicht zuletzt ist – in Anlehnung an Bommers (2007) – festzuhalten: Auch die psychologische Integration (von Mehrheiten wie Minderheiten) ist stets ein temporäres Phänomen;*

d.h., dass Menschen stets in bestimmten für sie bedeutsamen sozialen Konstellationen in gesellschaftliche Zusammenhänge integriert sind, aber darüber hinaus auch Freiräume jenseits enger sozialer Einbindung genießen. Vor diesem Hintergrund ist es natürlich nur selbstverständlich bzw. muss auch Migranten gestattet sein, einfache „Couch-Potatoes“ zu sein, d.h. sich nicht immer und zu allen Fragen gesellschaftlich positionieren zu müssen und ihren „integrativen Anteil“, ihren Integrationswillen zu dokumentieren, sondern sich temporär in individuelle Nischen zurückziehen zu können.

Tabellarisch lassen sich die oben skizzierten unterschiedlichen Akkulturationsorientierungen von Migranten und Einheimischen und ihre denkbaren Konsequenzen in einem von Bourhis et al. (1997) leicht modifiziertem Konzept veranschaulichen.

Im Zentrum dieses Modells stehen die Interaktionsbeziehungen zwischen Migrantengruppen und der aufnehmenden Mehrheitskultur. Dabei wird von einer dynamischen Sichtweise ausgegangen, die sowohl die Aufnahmebereitschaft der Mehrheitskultur als auch die Anpassungsbereitschaft der Einwanderergruppe gleichermaßen berücksichtigt.

Abbildung 1: Das Interaktive Akkulturationsmodell (IAM)

Aufnehmende Gesellschaft	Orientierung von Migranten			
	Integration	Assimilation	Separation	Marginalisation
Integration	Konsens	problematisch	Konflikt	problematisch
Assimilation	problematisch	Konsens	Konflikt	problematisch
Segregation	Konflikt	Konflikt	Konflikt	Konflikt
Exklusion	Konflikt	Konflikt	Konflikt	Konflikt

Zum einen wird hier modellhaft veranschaulicht, mit welchen Alternativen die aus psychologischer Sicht wünschenswerte Akkulturationsorientierung „Integration“ theoretisch zu konkurrieren hat und welche Konsequenzen aus den verschiedenen Orientierungen ableitbar sind. So zeigt die Tabelle, dass lediglich das Aufeinandertreffen von integrations- oder assimilationsorientierten Haltungen der jeweiligen Mitglieder relativ unproblematisch erfolgt; alle anderen Konstellationen dagegen latent problembehaftet sind, so z.B. wenn Migranten eine eher integrationsorientierte Haltung favorisieren, d.h.

Schlüsselemente der eigenen Kultur beibehalten wollen und gleichzeitig die Bereitschaft zeigen, Schlüsselemente der Aufnahmekultur zu erwerben, die Aufnahmegesellschaft jedoch von ihnen eher eine Assimilation erwartet, d.h. eine Aufgabe eigenkultureller Bezüge und eine Adaptation der Normen und Werte der Aufnahmekultur wünscht. Dennoch hat auch dieses recht komplexe Modell einige Schwächen. Ich möchte auf folgende fünf Schwächen hinweisen.

1. So ist aus entwicklungspsychologischer Sicht die Dimension der zeitlichen Variabilität der Orientierungen nicht mitbedacht. Das Modell erweckt den Anschein, als ob voluntaristisch eine bestimmte Orientierung „gewählt“ bzw. sich für sie entschieden und diese dann auch durchgehalten wird. Es wird nicht klar, unter welchen Bedingungen Haltungen und Einstellungen auch gewechselt werden. Hier fehlt die Anbindung an die psychologische Einstellungsforschung, die genau jene Bedingungen (Intensivierung, aber auch biografischer Wandel von Einstellungen) in den Blick nimmt.
2. Darüber hinaus ist auch kritisch zu erwähnen, dass in diesem Modell der Begriff der „*Integration*“ etwas *unscharf formuliert* ist: Zwar ist in den Forschungen von Berry Integration die präferierte Akkulturationsorientierung von Migranten (Überblick in Berry & Sam, 1997), aber dieser Begriff weist eine enorme semantische Bandbreite auf. So hat Integration auch oft die Konnotation von Assimilation, und nicht nur die des gleichmäßigen Zugriffs auf Potenziale der Herkunfts- und der Aufnahmegesellschaft.
3. Ferner ist der hier verwendete Integrationsbegriff dahingehend kritisch zu hinterfragen, ob er sich etwa auf eine komplette Übernahme der Mehrheitskultur und auch auf ein komplettes Beibehalten der Herkunftskultur oder auf eine irgendwie geartete fünfzig prozentige Übernahme und ein fünfzig prozentiges Beibehalten richtet (Mavreas, Bebbington & Der, 1989). Da Migranten bei einer gelungenen Integration Zugang zu beiden Kultursystemen haben und je nach Kontext von einem zum anderen wechseln, könnte sich Integration auch auf das Schaffen einer „neuen Kultur“ beziehen. Hierbei wird oft auch von einer „Hybridität“ oder einer „hybriden Identität“ gesprochen (Foroutan / Schäfer, 2009).
4. Methodologisch ist anzumerken, dass sich die Akkulturationsorientierungen nicht komplett ausschließen, also im statistischen Sinne orthogonal sind, sondern, wie einige empirische Befunde es nahelegen, miteinander im Zusammenhang stehen bzw. korreliert sind.

Während beispielsweise Integration und Marginalisierung negativ korrelieren, stehen Separation und Marginalisierung in vielen Studien in einem positiven Zusammenhang (Berry, Kim, Power u. Bujaki, 1989).

5. Trotz der Vorzüge des Berry-Modells, wie etwa seiner empirischen Operationalisierbarkeit, seiner Verwendung in vielen Studien und damit der wissenschaftlichen Vergleichbarkeit, seiner Überwindung der Dichotomie von „Integration“ vs. „Desintegration“ ist aber kritisch festzuhalten, dass auch dieses Modell eine *homogenisierende Sicht auf Mehrheiten wie Minderheiten* suggeriert: *Denn weder die Mehrheit verfolgt eine klar identifizierbare Orientierung gegenüber Minderheiten noch zeigen Migrantengruppen eine einheitliche Orientierung*; ganz im Gegenteil. Sie weisen eine enorm hohe Varianz untereinander auf (Phinney, Ong u. Madden, 2000); und es zeigen sich sogar innerhalb derselben Herkunftsgruppe, wie etwa der Türkeistämmigen, beträchtliche Unterschiede.

So unterscheiden sich beispielsweise die Integrationsperspektiven von Aussiedlern von denen klassischer Migranten wie etwa Italienern, Spaniern, Griechen und Türken, da diese sich teilweise subjektiv deutsch fühlen bzw. sich eher als Deutsche identifizieren, auch juristisch Deutsche sind und damit größeren Zugriff auf gesellschaftliche Ressourcen haben (Fuchs, Schwietring u. Weiß, 1999). Auch wird vermutet, dass bei Aussiedlern, im Vergleich beispielsweise zu türkischen Jugendlichen, in den Familien mit zunehmender Aufenthaltsdauer stärker Deutsch gesprochen wird, während dies in türkischen Familien weniger erfolgt.

Geschwindigkeit und der Modus der Integration hängen nicht zuletzt auch von Faktoren wie kultureller Distanz zwischen Aufnahme- und Entsendeland ab. Je größer die Distanz, je unähnlicher die sozialen Kontexte einander sind, desto schwieriger wird die Integration. Beispielsweise müssen türkische Migranten nicht nur einen Prozess der lebensweltlichen Reorientierung in Deutschland durchmachen, sondern in der Regel auch ein höheres Maß an technologischem Entwicklungsgefälle sowie symbolisch-kulturellen Distanzen (Sprache, religiöse Orientierung, Wertvorstellungen etc.) überbrücken als spanische oder italienische Migranten. Zwar ist generell betrachtet der Akkulturationsstress dort stärker, wo die Diskrepanzen zwischen Herkunft- und Aufnahmeland größer sind, jedoch ist zu erwähnen,

dass gerade pluralistische Gesellschaften wie die Bundesrepublik, die eine hohe Toleranzschwelle für andersartige Lebensweisen haben, einen Teil des Stresses auch abpuffern.

Der Akkulturationsstress lässt sich jedoch auch durch einen Rückzug in landsmannschaftliche Gruppen mindern, weil dort ein Stück weit die kulturellen Habitualisierungen fortgeführt werden können und wenig Änderungsdruck besteht. Insbesondere in der Anfangsphase der Migration können solche eigenethnischen Netzwerke recht funktional sein; langfristig jedoch, wenn die dort erworbenen und gestärkten Ressourcen sich in mehrheitsgesellschaftliche Netze nicht übertragen lassen, ist die Gefahr der Isolation und Segregation von der Aufnahmegesellschaft groß. Eine andere Form der Stressminderung bzw. Stärkung des Kontrollbewusstseins können ethnische Communities ausüben, indem sie zu Organen der Interessenverarbeitung der Minderheiten gegenüber der Mehrheitsgesellschaft werden, um Vorurteile und Diskriminierungen zu verringern. Damit stärken sie die kollektive Handlungskompetenz von Minderheiten und sind daher als eine wichtige Ressource zu sehen (Gaitanides, 1992).

Silbereisen und Schmitt-Rodermund (1999) haben einige Moderatoren identifiziert, die den Akkulturationsstress lindern und damit die Integration erleichtern:

1. *Welche Kenntnisse der jeweiligen Landessprache und wie viel Wissen sind über das neue Land vorhanden?*
2. *Gibt es bereits Netzwerke, Freunde, Verwandte in dem neuen Land?*

Vor allem können diese in der ersten Phase der Ankunft den Stress enorm lindern und Solidarpotenziale entfalten. Darüber hinaus ist aber denkbar, dass Pioniermigranten sich stärker an die Aufnahmegesellschaft wenden als Kettenmigranten, die auf bereits existierende Netzwerke und Verbindungen mit Mitgliedern der Herkunftskultur stoßen.

3. *Ist die Migration freiwillig oder ist der Druck zur Auswanderung so groß gewesen, dass keine Alternative zum Bleiben gesehen wurde?* Je nachdem, wie stark der Einzelne in die Migrationsentscheidung selbst eingebunden war, ist auch mit unterschiedlicher Verantwortungsübernahme für den Erfolg der Migration und der Integration zu rechnen. *So kann beispielsweise eine unfreiwillige Migration etwa als Jugendllicher ein Hinweis auf eine starke hierar-*

*chische Familienform sein, was eine Integration erschwert, während die Freiwilligkeit der Migration Offenheit für neue Erfahrungen signalisieren kann.* Aber auch eine unfreiwillige Migration etwa als Flüchtling kann Schwierigkeiten bereiten, weil eine Vorbereitung im eigenen Land in der Regel fehlte (Silbereisen / Schmidt-Rodermund, 1999). Eine proaktive, eigeninitiierte Migration ist eher mit einem gelingenden Akkulturationsverlauf assoziiert als eine reaktive, unfreiwillige Migration (Richmond, 1993). Denn bei einer eigeninitiierten Migration ist das Kontrollbewusstsein, auf das unten noch eingegangen wird, stärker in der Person verankert.

4. *Wie realistisch/überzogen sind die mit der Auswanderung bzw. Einwanderung verbundenen Erwartungen?* So hatten beispielsweise ein Großteil der türkeistämmigen Migranten die Vorstellung, nach einigen Jahren wieder zurückzukehren; zugleich sah auch die Einwanderungspolitik der Bundesrepublik in den ersten Jahren einen nur zweijährigen Aufenthalt vor, was einer Verwurzelung in dem neuen Land, einer Herstellung und Intensivierung sozialer Kontakte, Freundschaften, Bekanntschaften etc. natürlich eher hinderlich ist.
5. *Welche schulische/berufliche Bildung wird mitgebracht, die als Ressource dienen kann und die eine schnelle soziale Platzierung erlaubt?*
6. *Wie stark sind individuelle psychologische Merkmale, wie etwa Selbstwirksamkeitserfahrungen, Ängstlichkeit, Coping-Strategien sowie Kontrollbewusstsein etc. ausgeprägt?*

### **Interkulturalität als Chance und Bereicherung**

Im Folgenden soll nun auf einige *Chancen und Voraussetzungen von Interkulturalität* eingegangen werden:

LaFromboise et al. (1998) haben in einem recht ausdifferenzierten Modell folgende Dimensionen herausgearbeitet, die sich als wirksam erwiesen haben, um mit bikulturellen Bezügen effektiv umzugehen und eine Integration zu erleichtern (Vgl. Uslucan, 2005):

1. *Verfügbarkeit und Wissen über kulturelle Werte und Grundüberzeugungen:* Dieses kulturelle Wissen beinhaltet das Ausmaß der Kenntnisse, die eine Person über die Geschichte, Institutionen, Religion, Rituale, Interaktionsformen und Alltagspraktiken der Aufnahmekultur besitzt, d.h. so etwas wie „kognitive Integration“.

Von einer kulturell-kompetenten Person wird erwartet, dass sie den Grundüberzeugungen der Mehrheitskultur gegenüber positiv eingestellt ist und ein Teil dieser „Weltsicht“ auch verinnerlicht hat.

2. Positive Einstellungen beiden Gruppen gegenüber: Bikulturalität sollte sowohl von der Mehrheit wie der Minderheit als eine wünschenswerte Form akzeptiert und anerkannt werden. Denn im Allgemeinen scheinen multikulturelle Erfahrungen die Kreativität zu fördern. So konnte beispielsweise gezeigt werden, dass Personen, die Auslandserfahrungen hatten, im Vergleich zu Daheimgebliebenen, kreativer in entsprechenden Testsituationen waren. Aber auch bei Personen, die bilingual aufwachsen, ließen sich höhere Kreativitätswerte zeigen (Vgl. Lee / Kim, 2011). Und diese höheren Werte waren sowohl alters- als auch geschlechtsunabhängig; gleichwohl einschränkend darauf hinzuweisen ist, dass die Korrelationen nur um  $r = .2$  variieren, aber durchgehend positive Werte haben.

Bikulturalität und Bilingualität erweisen sich als exzeptionelle Entwicklungschancen, die natürlich auch aktiv genutzt werden müssen. Beispielsweise konnten in einer experimentellen Situation Benet-Martinez et al. (2002) nachweisen, dass Bikulturelle je nach Situation und Kontext in der Lage waren, ihre kulturelle Perspektive zu wechseln und je nach Situation ein independentes bzw. interdependentes Selbst, individualistische und kollektivistische Orientierungen, zeigten. Dies lässt sich als ein Hinweis verstehen, dass kulturelles Wissen domainenspezifisch, quasi als eine implizite soziale Theorie, angeeignet wird und kulturelle Identitäten in bestimmten Kontexten „wachgerufen“ werden (Verkuyten / Pouliasi, 2002).

Und zuletzt haben bereits sehr frühe empirische Studien zeigen können, dass bilinguale Personen sowohl im Bereich der allgemeinen Intelligenz als auch in den kognitiven Stilen und den metalinguistischen Fähigkeiten sich monolingualen als überlegen erweisen (Bialystok, 1988; Clarkson / Galbraith, 1992; Baker, 1993). Bilingual erzogene Kinder neigten beispielsweise weniger dazu, Begriff und Referent zu verwechseln, d.h. die Differenz zwischen Wort und Gegenstand war ihnen eher gegenwärtig, weil sie durch ihre Zweisprachigkeit eher eine gewisse Distanz zu der eigenen und der erworbenen Sprache entwickeln und erkennen, dass sprachliche Symbole für die Bezeichnung von Gegenständen und Ereignissen etc. auswechselbar sind. Die Annahme ist dabei, dass im Leben von bilingual aufwachsenden Kindern ein doppelter sprach-

licher Input ihre metasprachlichen Fähigkeiten fördert, so z.B. die oben erwähnte Einsicht in die Arbitrarität (Willkürlichkeit) des Zeichens erleichtert und dadurch insgesamt dem Abstraktionsvermögen zugutekommt (Vgl. Uslucan, 2005).

3. Bikulturelle Wirksamkeit: analog der Selbstwirksamkeitsüberzeugung von Bandura (1997) erweist sich bereits die Überzeugung, in einen effektiven interpersonalen Dialog mit Interaktionspartnern und Institutionen der Mehrheitsgesellschaft treten zu können, als positiv assoziiert mit der Fähigkeit, tatsächlich auch bikulturelle Kompetenz zu entwickeln. Diese Überzeugungen bestimmen das Ausmaß, in dem ein Individuum ein wirksames Rollenrepertoire und Rollenperformanz in der Zweikultur erwirbt. Mit Rollenrepertoire ist die Fähigkeit angesprochen, situationspezifische Verhaltensweisen in der jeweiligen neuen Gesellschaft erkennen und anwenden zu können.
4. Kommunikationsfähigkeiten: Sprachfertigkeiten stellen unbezweifelnd eines der wichtigsten Schlüsselemente bikultureller Kompetenz dar. Kommunikationsfähigkeiten umfassen dabei sowohl die Fähigkeit, eigene Gefühle und Gedanken verbal mitteilen zu können, als auch die geläufige non- und paraverbale Kommunikation der Aufnahmekultur verstehen und einsetzen zu können (LaFromboise et al., 1998). Sie setzen also auch ein angemessenes Verständnis von Gesten und Symbolik voraus, für die es keine offiziellen „Skripte“ und Lernanleitungen gibt.
5. Soziale Netzwerke in beiden Kulturen: Die Möglichkeit, auf externe soziale Stützsysteme in beiden Kulturen zugreifen zu können und in diese eingebettet zu sein, vermindert den Akkulturationsstress und schützt vor psychopathologischen Erkrankungen wie etwa einer Depression (Berry, 1997). In diesem Sinne lässt sich eine gute soziale Integration auch als eine gesundheitliche protektive Ressource deuten. Mit einer starken Stressbelastung und einer Anfälligkeit für Erkrankungen ist insbesondere die unfreiwillige Marginalisierung assoziiert (vgl. Zick, 2010).

Bochner et. al (1977) haben recht früh darauf aufmerksam gemacht, dass Migranten nicht in zwei, sondern eigentlich in drei Netzwerken leben: im Netzwerk der Herkunftsgesellschaft, in einem bikulturellen Netzwerk, das aus Mitgliedern der Herkunftsgesellschaft und der Aufnahmegesellschaft besteht sowie in einem dritten, und zwar in einem multikulturellen Netzwerk, das Mitglieder verschiedener ethnischer Gruppen umfasst (Vgl. Schönpflug, 2003)

Die Vielzahl der empirischen Studien zusammenfassend ist also festzuhalten: Jenseits des gewohnten Elendsdiskurses über Migration und Integration lassen sich hohe Potenziale und Chancen, sowohl für den Einzelnen als auch für die Gesellschaft, erkennen.

Denn vergessen wir nicht: Allen Migrantengruppen ist gemeinsam, dass sie eine hochselektive und mobile Gruppe darstellen, die es wagte, in der Hoffnung auf ein besseres Leben ihr Land zu verlassen und Mut genug bewiesen hat, die Herausforderung der kulturellen und sprachlichen Distanzen auf sich zu nehmen. Diese Situation stellt sie vor Entwicklungsaufgaben, die anspruchsvoller sowohl als diejenigen nichtmigrierter Familien in der Heimat als auch der Mehrheitskultur sind und die es verdienen, gesondert gewürdigt zu werden.

- 1| *Eine etwas geänderte und ausführlichere Version dieses Beitrages ist bereits unter folgender Quelle erschienen: Uslucan, Haci-Halil (2012). Psychologische Bedingungen gelingender Integrationsprozesse. In C. Griese u. H. Marburger (Hrsg.), Interkulturelle Öffnung. Ein Lehrbuch (S. 25-40). München: Oldenbourg Verlag. Autor und Herausgeber danken dem Oldenbourg-Verlag ganz herzlich für die Gewährung dieses modifizierten Nachdrucks.*
- 2| *Vgl. Ergebnisse der elften NRW-Mehrthemenbefragung 2010; abzurufen unter: [www.zfti.de](http://www.zfti.de)*

## Quellenverzeichnis

- *Bade, K. J. (2007). Integration: versäumte Chancen und nachholende Politik. Aus Politik und Zeitgeschichte. 22-23, 32-38.*
- *Baker, C. (1993). Foundations of Bilingual Education and Bilingualism. Clevedon: Multilingual Matters (Vol. 95).*
- *Bandura, A. (1997). Self-efficacy: The exercise of control. New York: Freeman.*
- *Benet-Martinez, V., Leu, J., Lee, F., u. Morris, M. (2002). Negotiating Biculturalism. Cultural Frame Switching in Biculturals With Oppositional Versus Compatible Cultural Identities. Journal of Cross Cultural Psychology, 33, 492-516.*
- *Berry, J. W. (1997). Immigration, acculturation, and adaptation. Applied Psychology: An International Review, 46, 5 – 68.*
- *Berry, J. W., Kim, U., Power, S. Young, M., u. Bujaki, M. (1989).*

- Acculturation Attitudes in Plural Societies. Applied Psychology, 38, 185-206.*
- *Berry, J. W., Kim, U., Minde, T., u. Mok, D. (1987). Comparative studies of acculturative stress. International Migration Review, 21, 491-511.*
  - *Berry, J. W., u. Sam, D. L. (1997). Acculturation and adaptation. In J. W. Berry, M. H. Segall u. C. Kagitcibasi (Eds.), Handbook of cross-cultural psychology: Vol. 3. Social behavior and applications (2nd ed., pp. 291-326). Boston: Allyn & Bacon.*
  - *Bialystok, E. (1988). Levels of bilingualism and levels of linguistic awareness. Developmental Psychology, 24, 560-567.*
  - *Bochner, S., McLeod, B. M., u. Lin, A. (1977). Friendship patterns of overseas students: A functional model. International Journal of Psychology, 12, 277-297.*
  - *Bommes, M. (2007). Integration - gesellschaftliches Risiko und politisches Symbol. Aus Politik und Zeitgeschichte, 22-23/2007, 3-5.*
  - *Bourhis, R. Y., Moise, C. L., Perreault, S., u. Senécal, S. (1997). Immigration und Multikulturalismus in Kanada: Die Entwicklung eines interaktiven Akkulturationsmodells. In A. Mummendey u. B. Simon (1997), Identität und Verschiedenheit. Zur Sozialpsychologie der Identität in komplexen Gesellschaften (S. 63-108). Bern: Huber.*
  - *Clarkson, Ph. C., u. Galbraith, P. (1992). Bilingualism and mathematics learning: Another perspective. Journal of Research in Mathematics Education, 23, 34-44.*
  - *Foroutan, N., u. Schäfer, I. (2009), Hybride Identitäten - muslimische Migrantinnen und Migranten in Deutschland und Europa. Aus Politik und Zeitgeschichte (ApuZ), 5, 11-18.*
  - *Fuchs, M., Schwietring, A., u. Weiß, J. (1999). Varianten erfolgreicher Akkulturation. In R. K. Silbereisen, E.-D. Lantermann u. E. Schmitt-Rodermund (Hrsg.), Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten (S. 335-363.) Opladen: Leske + Budrich.*
  - *Gaitanides, S. (1992). Psychosoziale Versorgung von Migrantinnen und Migranten in Frankfurt am Main. Gutachten im Auftrage des Amtes für Multikulturelle Angelegenheiten. IZA - Zeitschrift für Migration und Soziale Arbeit, 3/4, 127-145.*
  - *Sauer, M., u. Halm, D. (2009). Erfolge und Defizite der Integration türkeistämmiger Einwanderer. Entwicklung der Lebenssituation 1999 bis 2008. Wiesbaden: VS-Verlag.*

- LaFromboise, T., Coleman, H. L, u. Gerton, J. (1998). *Psychological Impact of Biculturalism. Evidence and Theory*. In P. Balls Organista, K. M. Chun u. G. Marin (Eds.), *Readings in Ethnic Psychology* (pp-123-155). London: Routledge.
- Lazarus, R. S, u. Folkman, S. (1987). *Transactional theory and research on emotions and coping*. *European Journal of Personality*, 1, 141-169.
- Lee, H., u. Kim, K. H. (2011). *Can speaking more languages enhance your creativity? Relationship between bilingualism and creative potential among Korean American students with multicultural link*. *Personality and Individual Differences*, 50, 1186-1190.
- Mavreas, V., Bebbington, P., u. Der, G. (1989). *The structure and validity of acculturation. Analysis of an acculturation scale*. *Social Psychiatry and Psychiatric Epidemiology*, 24, 233-240.
- Phinney, J. S., Ong, A., u. Madden, T. (2000). *Cultural Values and Intergenerational Value Discrepancies in Immigrant and Non-Immigrant Families*. *Child Development*, 71, 528-539.
- Richmond, A. (1993). *Reactive Migration: Sociological Perspectives on Refugee`s Movement*. *Journal of Refugee Studies*, 10, 7-24.
- Salentin, K. (2004). *Ziehen sich Migranten in „ethnische Kolonien“ zurück?* In K. J. Bade, M. Bommers u. R. Münz (Hrsg.), *Migrationsreport 2004* (S. 97-116). Frankfurt: Campus.
- Schönplflug, U. (2003). *Migration aus kulturvergleichender psychologischer Perspektive*. In A. Thomas (Hrsg.). *Kulturvergleichende Psychologie* (S. 515-541). Göttingen: Hogrefe.
- Silbereisen, R. K., u. Schmitt-Rodermund, E. (1999). *Wohlbefinden der jugendlichen Aussiedler*. In R. K. Silbereisen, E.-D. Lantermann u. E. Schmitt-Rodermund (Hrsg.), *Aussiedler in Deutschland. Akkulturation von Persönlichkeit und Verhalten* (S. 257-275). Opladen: Leske + Budrich.
- Uslucan, H.-H. (2005 a). *Chancen von Migration und Akkulturation*. In U. Fuhrer u. H.-H. Uslucan (Hrsg.), *Familie, Akkulturation u. Erziehung* (S. 226-242). Stuttgart: Kohlhammer.
- Verkuyten, M., u. Pouliasi, K. (2002). *Biculturalism Among Older Children. Cultural Frame Switching, Attributions, Self-Identification and Attitudes*. *Journal of Cross Cultural Psychology*, 33, 596-609.
- Zick, A. (2010). *Psychologie der Akkulturation. Neufassung eines Forschungsbereiches*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- [www.zfti.de](http://www.zfti.de): *Ergebnisse der elften NRW-Mehrthemenbefragung 2010*